

Eine Wanderung in bedächtiger Gangart

Robert Walser auf dem Weg zu Hölderlin

Klaus Schonauer

Hundert und ein halbes Jahr nach Friedrich Hölderlins Tod, am 2. Januar 1944, einem Sonntag, machen sich zwei Schriftsteller auf den Weg, um ihm ihre Reverenz zu erweisen. Ihr Gedenken wird sich gemütlich vollziehen, auf einem Spaziergang. Carl Seelig, der eine der beiden, wird über die gemeinsamen Sonntagsausflüge, die sie seit Jahren gelegentlich unternehmen, ein Buch schreiben, dessen Detailliebe uns Nachgeborenen heute das Mitwandern ermöglicht. Robert Walser, der andere, hat über zehn Jahre vor diesem Spaziergang, im Frühsommer 1933, mit dem Schreiben aufgehört.



Robert Walser,
Schriftsteller (1878-1956)

Die Wanderer

Von Herisau, Walsers Residenzort, nehmen sie die Strasse nach Gossau, die mit einer leichten Decke aus Neujahrsschnee gepudert ist. Sie sprechen über den Krieg. In Arnegg wollen sie eine Frühstückspause einlegen, finden dort aber das Wirtshaus verschlossen. Nach einem etwa zweistündigen Marsch, den sie in einem für ihre Verhältnisse scharfen Tempo bewältigen, erreichen sie Hauptwil. Im Gasthof «Zum Leuen» bekommen sie vorzüglichen Kaffee und rezenten Tilsiter.

Die Beziehung der beiden ist von besonderer Art. Vor dem Gesetz werden sie in einigen Monaten Mündel und Vormund sein, im Leben sind sie seit

Jahren Freunde. Walser lebt als Patient in der kantonalen psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, Seelig als Journalist in Zürich. Er setzt sich für Neuauflagen der Werke Walsers ein, die kleinauflagig über den deutschsprachigen Raum verstreut sind. Er hütet sich davor, seinem Schützling zu nahe zu treten. Er begleitet ihn zwei- bis dreimal im Jahr sonntags, hält sein Schweigen aus, akzeptiert sein Misstrauen, als wisse er um die Mühe, die Walser darauf verwenden muss, seine Grenzen zu verteidigen.

In Hauptwil – und das ist ihre Reverenz an Hölderlin – besuchen sie das Gebäude der thurgauischen Haushaltungsschule, einen prächtigen Patrizierbau. Friedrich Hölderlin war hier im Frühjahr 1801 als Hof-

meister angestellt. Eine Gedenktafel erinnert daran. Wie auf allen seinen – insgesamt vier – Hofmeisterstellen ist Hölderlin auch in Hauptwil nicht lange geblieben. Er war im Januar 1801 gekommen und machte sich im April, wie meistens zu Fuss, wieder auf den Weg nach Hause, genauer: auf die Suche danach. Seelig schlägt vor, sich die Gedenktafel näher anzuschauen, Walser ist entschieden dagegen: «Nein, nein, um solches Plakatgeschrei kümmern wir uns lieber nicht! Wie widerwärtig sind doch Dinge, die sich demonstrativ als pietätvoll gebärden! Übrigens war ja Hölderlin nur eines der vielen Menschenschicksale, die sich hier abgespielt haben. Man darf über einer Berühmtheit nicht das Unberühmte vergessen.» (Seelig 1990: 70)



Friedrich Hölderlin, Dichter
(1770–1843)

27 Jahre zuvor, im dritten Jahr des Ersten Weltkriegs, hatte Walser in einem Buch eine biographische Skizze über Hölderlin publiziert. Er schildert Hölderlins Leben bei der Frankfurter Bankiersfamilie Gontard, wo jener von 1796 bis 1798 seine zweite Hofmeisterstelle versah. Walser zeichnet recht klischeehaft, aber auch virtuos mit burlesk verdrehten Pathosformeln jonglierend das Bild eines tragisch scheiternden Genies, das in der bürgerlichen Enge des ungeliebten Brotberufs vertrocknet. «Hölderlin hatte angefangen Gedichte zu schreiben, doch die leidige Armut zwang ihn, als Erzieher nach Frankfurt am Main zu gehen, damit er sein Brot verdiene. Hierin ist die grosse schöne Seele in der gleichen Lage wie der Handwerksmann. Verkaufen musste er den leidenschaftlichen Hang nach Freiheit, unterdrücken den königlichen, kolossalischen Stolz. (...) Ein Held lag in Ketten, ein Löwe musste artig und manierlich tun, ein königlicher Grieche bewegte sich im bürgerlichen Zimmer, dessen enge, kleine, hübsch tapezierte Wände sein wunderbares Gehirn zermalmten. Hier begann denn auch schon die klägliche Geisteszerrüttung, jenes langsame, weiche, entsetzliche Zerschellen aller Klarheit.

Von Aussichtslosigkeit zu Aussichtslosigkeit, von einem seelenzer-schneidenden Bangen und Grauen zum anderen irrten und taumelten die traurigen Gedanken. Es war wie tonloses, stilles, träges Zertrümmern himmlisch heller Welten.» (Walser SWE 6: 116 f.)

Als Biograph gebärdet sich Walser hier beinahe wie ein Schiffbruchbe-trachter, der für die Regenbogen-pressen schreibt. Als beobachtender Erzähler interessiert ihn vor allem Hölderlins Scheitern, das Zerschellen seiner Grandiosität am Beton der Restauration, aber auch an sich selbst. Susette Gontard, die von Hölderlin angebetete Frau des Hauses, die ansonsten eher als schweigend Entflammte überliefert ist, darf bei Walser ein kluges Plädoyer für das Realitätsprinzip halten, eine Route entwerfen, die am Schiffbruch vorbeigeführt hätte: «Sei doch sanft, gut und gescheit. Ich fürchte mich bald nur noch vor dir, und das ist ein Gefühl, das ich beweine. Lass doch die Leidenschaft fahren und überwinde dich, und der Traum, den du dir vom Leben machst, raubt dir das Leben. Könnte: Auf Grösse verzichten nicht auch Grösse sein? Schmerzlich ist ja alles.» (Walser SWE 6: 119)

Knechtschaft

Robert Walser selbst war im April 1878 in Biel auf die Welt gekommen. Nach Progymnasium und Banklehre am Ort ging er mit siebzehn nach Stuttgart, wo er im Verlagswesen arbeitete. An der Seite seines Bruders Karl, der dort bei einem Dekorationsmaler in die Lehre ging, träumte er bei häufigen Theaterbesuchen ein Jahr lang von einer Schauspielerkarriere und machte sich dann zu Fuss auf den Rückweg in die Schweiz. Hier verdingte sich Robert Walser einige Jahre in häufig wechselnden Stellungen als Schreiber, Kommis und Sekretär hauptsächlich in Zürich, bis er 1905 ein zweites Mal in die deutsche Fremde aufbrach. Wiederum auf den Spuren des nun als Maler reüssierenden Bruders kam er

nach Berlin, wo er acht Jahre verbrachte. In der Berliner Zeit veröffentlichte er drei Romane, bewegte sich an der Seite Karls durch die Salons und avancierte dort zum literarischen Geheimtipp. Die Kritiker entzweiten sich an seiner Kunst, die Resonanz beim Lesepublikum blieb dürftig. Trotz der beachtlichen erzählerischen Produktivität gelang es ihm aber nicht, sich mit dem Schreiben ein gesichertes Einkommen zu verschaffen. Robert Walsers Studie über Hölderlin ist wieder in seiner Vaterstadt Biel entstanden. Im Jahr 1913 war er hierher 35-jährig aus Berlin zurückgekehrt, um sich von den Blessuren der Grossstadt zu kurieren.

In seinen Brotberufen leistete sich Walser eine ganze Menge von dem, woran Hölderlin immer wieder befürchtet hatte, eines Tages eingehen zu müssen: Knechtschaft. In der Zürcher Zeit hatte er einem Ingenieur und Erfinder über ein halbes Jahr als «Gehülfe» gedient. In Berlin besuchte er sogar eine Hausdiener-schule und arbeitete Ende 1905 drei Monate auf einem ober-schlesischen Schloss in diesem Beruf. Sein Interesse am Dienen wirkt dabei nicht sonderlich devot, eher von einiger Experimentierfreude und Abenteuerlust getragen, schliesslich auch von einer Art von invertiertem Stolz durchdrungen, von der Grösse des Verzichts auf Grösse. Er scheint sich darum bemüht zu haben, den Kurs einzuhalten, den er die Susette Gontard dem Hölderlin vergeblich anraten lässt. Was daran zunächst als Lebenskunst imponiert, verrät aber auch erste Vorzeichen einer Art von narzisstischem Überlebenskampf, eine «hochgemute Hinnahme des Untendurchmüssens» (Mächler 1966: 47). Michaelis (1985) hat dieser Kunst einmal einen typisch walserschen Namen gegeben, als er ihn einen «grossen Gerneklein» nannte. In den Bieler Jahren schaffte es Walser vor allem mit Sparsamkeit, mit den Honoraren für sein Schreiben auszukommen. Er schränkte

sich beim Essen, bei der Kleidung, auch beim Heizen ein, sass im Winter häufiger im Mantel am Schreibtisch (Mächler 1966: 154). Neben «Poetenleben», dem Band mit der Hölderlinskizze, erschienen noch weitere Bände mit vermischten Prosa-Stücken in Buchform.

Im November 1916 starb in der bernischen Heilanstalt «Waldau» Walsers um fünf Jahre älterer Bruder Ernst. Er hatte infolge einer schizophrenen Psychose, die recht ungünstig verlief, schon einige Jahre dort gelebt. Wenn man lapidar bemerkt, Ernst Walser sei wegen einer «schizophrenen Psychose» in der Waldau behandelt worden, so vergisst man leicht, dass dieser Krankheitsbegriff damals gerade erst fünf Jahre alt war, dass das mit ihm verbundene pathogenetische Konzept noch in den Kinderschuhen steckte und dass sich die Therapie damit bescheiden musste, den Kranken einen regelmässigen Tagesablauf mit ausreichenden Mahlzeiten, mit Betätigung, wenig Ablenkung, unendlich kleinen Freiheiten und einem Dach über dem Kopf zuzumuten. Eine Vorstellung davon, wie Psychosen entstehen und wie sie in ihrem Kern therapeutisch beeinflusst werden könnten, hatte man im Grunde noch nicht.

Spazierengehen als Gangart

Ohne dass man dafür erbbiologische Phantasmen beschwören müsste, darf man vermuten, dass Robert Walser während des zweiten Bieler Aufenthalts, besonders im Todesjahr des Bruders, eine ganze Menge an Last und Bedrohung mit sich herumzutragen hatte, welche auch in seinem Hölderlinporträt eine pathetisch-ironisch verformte, gleichwohl aber lesbare Spur hinterlassen haben. Gerade in der Problemlage der Bieler Zeit entwickelte der literarisch erfolglose «Mansardenschreiber» (Nizon 1978: 39) Walser indes im Angesicht einer Nötigung, die derjenigen Hölderlins sehr nahe zu stehen schien, seine eigene Gangart, das Spazieren. Das Spazieren hat

etwas Leises, Bescheidenes, kaum Angreifbares und Heilsames, in dem sogar die Neugierde ihre eigene Unschuld entfaltet. Etymologisch gründet es auf den Raum, lateinisch spatium, und auf die Freiheit, ihn sich zu nehmen: spatiari.

1917 erschien Walsers erste und einzige Erzählung, die je als Einzelausgabe gedruckt wurde. Sie heisst «Der Spaziergang». Darin steht zu lesen: «Spazieren, gab ich zur Antwort, muss ich unbedingt, um mich zu beleben und um die Verbindung mit der lebendigen Welt aufrechtzuerhalten, ohne deren Empfinden ich keinen halben Buchstaben mehr schreiben und nicht das leiseste Gedicht in Vers oder Prosa mehr hervorbringen könnte. Ohne Spazieren wäre ich tot, und mein Beruf, den ich leidenschaftlich liebe, wäre vernichtet (...).» (Walser SWE 5: 50)

1921 siedelte Walser von Biel nach Bern über, um hier eine Stelle als zweiter Bibliothekar beim Staatsarchiv anzutreten. Nach einigen Jahren Mansardenleben konnte er einen Neuanfang gut gebrauchen. In Bern kehrte er wieder zur Praxis des regelmässigen Wohnungswechsels zurück, deklarierte diese in einem Prosa-Stück, das 1926 unter dem Titel «Wohnungswechsel» in der «Prager Presse» erschien, als eine Art von ganz persönlichem Luxus: «Ich begnüge mich, innerhalb der Grenzen unserer Stadt zu nomadisieren, eine Wanderart, die mir überaus kömmlich zu sein scheint, denn ich sehe, wie ich sagen kann, verhältnismässig gesund aus, d.h. es scheint mir, dass ich blühe. Demnach gedeihe ich also sozusagen getreidehaft.» (Walser SWE 17: 80)

Im Grunde stellte sich aber bald heraus, dass Walser in Bern vom Regen in die Traufe geraten war. Die Bibliothekarsstelle gab er nach wenigen Monaten auf. Durch Erbschaften war er finanziell ein wenig abgesichert, zumindest für eine Zeit von der Last des Broterwerbs befreit. Einen Platz unter den Menschen fand er in Bern aber nicht mehr. Unklar bleibt,

ob er ihn überhaupt suchte. «In hiesiger Stadt kenne ich zirka drei Menschen, was mir beweist, dass ich arbeitsam bin. Wer beschäftigt ist, lernt nicht so rasch Menschen kennen, wie wer herumspaziert.» (Walser SWE 18: 160)

Die beachtliche Produktivität der Berner Jahre wirkt aus heutiger Sicht ein wenig wie Gesundbeterei. Der Spaziergang als Gangart zur Selbstheilung war ihm in Bern kaum noch verfügbar. Als Selbstheilungsversuch vor allem von der Angst wirkt der in jener Zeit sich vom Genussgebrauch wegbewegende Alkoholkonsum. Die ehemals Nähe gewinnenden Skurrilitäten des früheren Lebenskünstlers irritierten seine Umgebung. Im Oktober 1925 schrieb Walser in einem ansonsten in fröhlichem Plauderton gehaltenen Brief: «Eine Zeit lang hielt man mich hier für wahnsinnig und sprach laut in unseren Arkaden bei meinem Vorübergehen: er gehört in eine Irrenanstalt.» (Walser 1979: 240)

Zurückweisung

In den Berner Jahren zeichnen sich zwei krisenhafte Lebensphasen ab, zwischen denen sich in den Jahren 1926 bis 1928 ein gewisses Gleichgewicht behauptete. Beide Krisen kann man in einem Zusammenhang mit mächtigen Zurückweisungserfahrungen sehen, die Walser zu verdauen hatte. Immer häufiger bekam er Manuskripte zurückgeschickt, die er zum Abdruck eingereicht hatte. Ein Redakteur des «Berliner Tageblatts» riet ihm sogar, für eine Weile einmal ganz mit dem Schreiben aufzuhören. Seinen Vermieterinnen, einem Schwesternpaar, mit denen ihn bis dahin eher distanzierter Respekt verbunden hatte, machte er in kurzer Folge Heiratsanträge, die er jeweils gleich darauf wieder zurücknahm. Die beiden Damen erkannten schliesslich das Ausmass seiner Hilfsbedürftigkeit und schrieben einen Alarmbrief an seine Schwester Lisa, die sofort nach Bern kam und am 24. Januar 1929 mit



Psychiatrische Klinik Waldau 1921, Ausschnitt aus einer Zeichnung eines dort verwahrten Patienten

Robert den Psychiater Walter Morgenthaler konsultierte. Der erhob nur einen kurzen Befundbericht, in dem er einen deprimierten und gehemmten Zustand beschrieb, die Klage des Patienten über Schlaf- und Arbeitsstörungen, über das Hören von Stimmen und Angst wiedergab, Suizidalität nicht ausschliessen wollte und dringlich zur Aufnahme in einer geschlossenen Anstalt riet. Daraufhin wurde Robert Walser am gleichen Tage noch in der Waldau aufgenommen.

Wie für viele psychiatrische Patienten bis auf den heutigen Tag, so mag auch für Walser der Weg in die Klinik mit dem Odium von Resignation und Niederlage verbunden gewesen sein. Noch vor dem Eingangstor der Klinik wandte er sich an Lisa mit der Frage «Tun wir auch das Richtige?» (Seelig 1990: 24). Obwohl nicht ausdrücklich erwähnt, so spricht doch vieles dafür, dass Morgenthaler diagnostisch eine schizophrene Psychose annahm. Dies entsprach auch dem Untersuchungsergebnis des aufnehmenden Arztes in der Klinik, der in der Aufnahmesektion des Krankenblattes die Rubrik «Vorläufige Diagnose» leer liess und in der Rubrik «Definitive Diagnose» in gesperrter Schrift «Schizophrenie» notierte (Echte 1984: 106). Walser richtete sich auf ein längeres Verweilen in der Klinik ein. Bemerkenswert ist, wie rasch es ihm – nicht zuletzt dank seiner beträchtlichen Askese Fähigkeiten – gelang, sich auf die Um-

stände des Kliniklebens einzustellen und davon auch zu profitieren. Die Überschaubarkeit und Rigidität der Tagesstruktur gewährten ihm Sicherheit, die spärlichen, vielleicht oberflächlichen, aber dadurch auch wenig bedrohlichen Sozialkontakte erwiesen sich als ein probates Mittel gegen die Angst. Walsers Alltag in der Anstalt war im Vergleich zu den freiheitsberaubten Berliner Jahren beschränkt und verarmt, im Vergleich zu den letzten Bieler Mansardenjahren und der Zeit der Gewaltmärsche in Bern aber auch ein Zugewinn an Sicherheit und Geborgenheit.

Als ein einigermaßen valides Kriterium für eine deutliche Stabilisierung in Walsers Befinden darf man annehmen, dass er mit dem Schreiben und mit dem Spazierengehen in der Waldau wieder beginnen konnte. Mit unterschiedlicher Intensität beschäftigte er sich aber auch mit der Möglichkeit einer Entlassung aus der Klinik. Jakob Klaesi (1883–1980), der 1933 die ärztliche Leitung der Waldau übernommen hatte, bedrängte ihn sogar, entweder auf einen Bauernhof in Familienpflege zu gehen oder sich entlassen zu lassen und es ohne jede institutionelle Anbindung zu versuchen. Walser verhielt sich diesen Vorschlägen gegenüber ambivalent und abwartend, fühlte sich vielleicht von der einen Möglichkeit über- und von ihrer Alternative unterfordert und wäre womöglich am liebsten zumindest noch auf einige Zeit in der Waldau geblieben. Genau das aber wollte Klaesi aus therapeutisch motivierten Gründen nicht. Nach dreieinhalb Jahren Klinikaufenthalt konnte man katamnestisch bei Walser einen recht günstigen (Spontan-)Verlauf mit einer guten Stabilisierungstendenz beobachten. Klaesi war kein Anhänger einer langfristig kustodialen Klinikbehandlung, sondern darauf bedacht, diese auf akute Krankheitsphasen zu begrenzen und sich bei einem andauernden institutionellen Interventionsbedarf nach

gemeindenahen Alternativen umzusehen. Umstritten ist nun, ob die Konsequenz, mit der Klaesi seine Entscheidung durchsetzte, allein therapeutisch oder möglicherweise auch institutionell, etwa durch Kostenträgerfragen mitmotiviert war.

Walser wurde im Juni 1933 gegen seinen ausdrücklichen Willen in die Heil- und Pflegeanstalt Herisau verlegt. Da Herisau für die psychiatrische Versorgung von Walsers Heimatkanton Appenzell zuständig war, bestand hier – im Gegensatz zur Waldau – eine gesetzliche Aufnahmeverpflichtung. Walser hatte grosse Schwierigkeiten, sich auf die neue Umgebung einzustellen. Hinweise auf Rezidive einer psychotischen Symptomatik gab es zwar nicht, aber das literarische Schreiben stellte er in Herisau endgültig ein.

Der Weg zurück

In Gossau angekommen stärkten sich Walser und Seelig in einer Konditorei und machen sich dann weiter zu Fuss auf den Rückweg nach Herisau. Sie nehmen einen Wiesenweg und stapfen durch hohen Schnee. Walser ist nicht winterlich angezogen, frieren scheint ihm fremd. Als er noch schrieb, hat er in manchen Motiven eine seltene Vorliebe für den Schnee gezeigt, hat einmal seiner Erzählerphantasie einfallen lassen, «dass ein Held, der sich tapfer gegen eine Übermacht wehrte, nichts von Gefangengabe wissen wollte, seine Pflicht als Krieger bis zu allerletzt erfüllte, im Schnee könnte gefallen sein» (Walser SWE 5: 161).



Stadtansicht von Herisau, zeitgenössische Postkarte, ca. 1914

In Herisau bekommt der Tag einen gemütlichen Abschluss. Sie kehren im Dorf im Gasthof «Zu den Drei Königen» ein, in der Wirtsstube ist es warm und dämmrig. Walser findet in eine Erzähllaune, die bei ihm zuletzt selten geworden ist. Fast eine Stunde lang redet er über die Berner Zeit und erinnert sich an die Kämpfe mit dem Alltag, an die Einsamkeit, Geldknappheit. Seelig fragt, ob es wahr sei, dass er in der Berliner Zeit drei Romane ungedruckt verbrannt habe. Er antwortet, das könne schon sein. Schliesslich fallen noch drei Sätze übers Schreiben: «Wenn ich nochmals von vorn beginnen könnte, würde ich mich bemühen, das Subjektive auszuschalten und so zu schreiben, dass es dem Volk wohltut. Ich habe mich zu sehr emanzipiert. Man darf um das Volk keinen Bogen schlagen» (Seelig 1990: 76).

Etwa in der Mitte der Berner Zeit verlegte sich Walser vom Schreiben mit der Feder immer mehr auf den Bleistift, aus einer ängstlichen Bedrohung heraus, die ihn im Umgang mit der für ihn wichtigsten Beschäftigung, dem Schreiben, mehr und mehr erfasste. In einem Brief an Max Rychner, Redakteur der «Neuen Schweizer Rundschau», beschrieb er sowohl die Bedrohung wie auch seinen Selbstheilungsversuch: «Ich darf Sie versichern, dass ich (es begann dies schon in Berlin) mit der Feder einen wahren Zusammenbruch meiner Hand erlebte, eine Art Krampf, aus dessen Klammern ich mich auf dem Bleistiftweg mühsam, langsam befreite. Eine Ohnmacht, ein Krampf, eine Dumpfheit sind immer etwas körperliches und zugleich seelisches. Es gab also für mich eine Zeit der Zerrüttung, die sich gleichsam in der Handschrift, im Auflösen derselben, abspiegelte und beim Abschreiben aus dem Bleistiftauftrag lernte ich knabenhaft wieder schreiben» (Walser 1979: 301).

Mikrografie

Was er in der Selbstschilderung nicht erwähnte, ist, dass die Bleistiftme-

thode auch mit einem kaum fasslichen Schrumpfungsprozess der Zeilenhöhe, bis auf weniger als einen Millimeter, verbunden war. «Könnte: Auf Grösse verzichten nicht auch Grösse sein? Schmerzlich ist ja alles» (Walser SWE 6: 119). Er schrieb auf Kunstdruckblätter, aber auch auf die Rückseite von zurechtgeschnittenem Gebrauchspapier: Kalenderblätter, einseitig gebrauchtes Brief- und Makulaturpapier, Kuverts. Walser hat ein Konvolut von 526 Mikrogrammblättern hinterlassen. Für Carl Seelig war die Mikrografie Walsers eine «selbsterfundene, nicht entzifferbare Geheimschrift», ein «kalligraphisch bezauberndes Tarnungsmittel» (Seelig, zitiert nach Morlang 1984: 85). Erst im Zusammenhang mit der kritischen Neuausgabe des Gesamtwerks sind sie in mühevoller Lupenarbeit zum grossen Teil entziffert worden, die Arbeit daran dauert noch an. Waren Robert Walsers Mikrogramme Signaturen der Winzigkeit? Welche Art Suchbewegung lag ihnen zugrunde? Vielleicht diese: Er wünschte sich einen Platz unter den Menschen, schrieb sich auf der zuletzt immer erfolgloseren Suche danach beinahe die Augen aus dem Kopf, vielleicht in der bewusstseinsfernen Hoffnung, man möge sich doch ruhig ein wenig den Kopf über ihn zerbrechen und mit der Hilfe von Lupen die Fährte seiner scheuen, tänzerischen Subjektivität verfolgen, zugleich aber auch in der – um ein gutes Stück bewusstseinsnäheren – Angst, es könnte ihm jemand derart nahe kommen, dass er ihn verstünde. Denn in dieser Nähe steckt nun auch einmal eine Art von Verpflichtung. «Hölderlin, der edle, ging am Lieben und Grosssein und dichtenden Verstummen zugrunde» (Walser SWE 8: 59). Der Mansardenschreiber Walser versuchte es dagegen mit dem Kleinsein und der Eremitage.



Mikrogramm Robert Walsers auf einem Briefkuvert

Als es an der Zeit ist, machen sich die beiden Schriftsteller auf den Weg zum Bahnhof von Herisau. Zum Abschied sagt Walser: «Auf Wiedersehen – wenn wir es noch erleben.» Und Seelig: «Zweifeln Sie daran? Wir werden vielleicht beide uralt werden.» Ein halbes Jahr später, im August 1944, schrieb Carl Seelig über Robert Walser im Zürcher «Tages-Anzeiger»: «Er ist in unserer demokratischen Schweiz der König der Spaziergänger, ein wahres Bummelgenie.» (Seelig 1978: 193). Robert Walser starb am 25. Dezember 1956 in Herisau. Auf einem ausgedehnten Weihnachtsspaziergang, am Rand eines kleinen Waldes, blieb sein Herz stehen. Er selbst aber fiel in den Schnee. ■



PD Dr. Dr. med. Klaus Schonauer
Zentrum für Psychiatrie Reichenau
Abteilung Psychotherapeutische
Medizin
Feursteinstrasse 55
D-78479 Reichenau

Literatur beim Verfasser